

(Nachdruck verboten.)

201

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

13.

Aus dem Grund der „Arche“ stieg ein eigentümlicher Raut auf, strauchelnde, ländliche Fußtritte, die in zu schwerem Schuhzeug über das Steinpflaster zogen. Alles Blut stieg Belle zu Herzen, er warf die Arbeit hin und war mit einem Satz auf die Galerie, fest überzeugt, daß es nur ein eitler Traum sei. Aber da unten auf dem Hof stand Vater Lasse leibhaftig und starrte durch das Holzwerk hinauf, als wolle er seinen alten Augen nicht glauben. Auf dem Rücken hatte er einen Sack mit Gerümpel.

„Halloh!“ rief Belle und nahm die Treppe in langen Sprüngen, „halloh!“

„Guten Tag, mein Junge!“ sagte Lasse mit einer Stimme, die vor Gemütsbewegung zitterte und betrachtete den Sohn mit seinen wimperlosen Augen. „Ja, da hast Du Vater Lasse, wenn Du ihn haben willst. Aber wo bist Du eigentlich hergekommen? Mir deucht, Du bist vom Himmel herabgefallen?“

Belle nahm dem Vater den Sack ab. „Komm Du nur mit herauf,“ sagte er. „Du kannst Dich der Treppe ruhig anvertrauen, die ist solider, als sie aussieht!“

„Dann hat sie ja Ähnlichkeit mit Lasse,“ antwortete der Alte und trampelte hinter ihm drein; die Strippen seiner Halbstiefel quakten nach den Seiten zu hinaus, er war ganz der Alte. Bei jedem Absatz blieb er stehen und machte seine Bemerkungen über die Galerien. Belle mußte ihn zum Schweigen ermahnen. „Hier spricht man nicht laut über alles. Das kann so leicht als Kritik aufgefaßt werden,“ sagte er.

„Nein, wirklich? Ja, man muß lernen, solange man lebt. Seh mal einer, hier oben stehen sie und waschen! Das soll wohl ein ganzer Hofplatz sein! Ach ja, ich will auch nichts mehr sagen, und daß sie über einander wohnen, das habe ich ja gewußt, aber daß hier so wenig Platz ist, das habe ich mir doch nicht gedacht. Daß man den Hofplatz oben draußen vor die Rückentüren hingängt, einen über den anderen, das ist ja gerade so, wie die Vögel, die machen alles auf einem Zweig. Herr Gott, wenn nun das Ganze nun mal eines schönen Tages runterrumpelt!“

„Hier wohnst Du also?“ rief er aus und sah sich enttäuscht in der schrägen Kammer um. „Ich habe oft darüber nachgedacht, wie Du Dich wohl hier drüben eingerichtet hättest. Vor ein paar Tagen traf ich einen Mann zu Hause, der sagte, daß sie schon von Dir sprächen; aber Deiner Wohnung kann man das nicht ansehen. Na, weit bis zum Himmel hast Du es jedenfalls nicht.“

Belle schwieg. Er liebte jetzt seine Bude und sein ganzes Leben, aber Vater Lasse fuhr fort, auf sein bürgerliches Wohlergehen zu hoffen und fühlte sich beschämt. „Du hast Dir am Ende eingebildet, daß ich in einem von den königlichen Schlössern wohne?“ sagte er ein wenig bitter. Lasse sah ihn so herzengut an und legte die Hand auf seine Schultern. „So groß und stark wie Du geworden bist, Junge,“ sagte er bewundernd. „Ja, und hier hast Du mich also. Aber ich will Dir nicht zur Last liegen, aber daheim wurde es so trübselig, nachdem das mit Dues passiert war, daß ich mich aufmachte, ohne Dir Nachricht zu schicken. Und dann konnte ich auch gratis rüber kommen, da ein bekannter Schiffer rüberfuhr und mich mitnahm.“

„Aber was ist denn das mit Dues?“ fragte Belle, „doch wohl nichts so Schlimmes?“

„Herr Gott, weißt Du das nicht? Er hat ja strafende Hand an seine Frau gelegt, als er das mit dem Konsul entdeckte. Er war ja ganz blind gewesen und hatte nur das Beste von ihr geglaubt, bis er sie bei der Sünde ertappte, da hat er ihr das Leben genommen, ihr und den Kindern, die sie zusammen hatten, und ist zur Obrigkeit gegangen und hat sich selbst angezeigt. Aber das Jüngste, dem jeder ansehen konnte, daß es von dem Konsul war, das hat er nicht angerührt. Ach ja, es ist ein schweres Unglück. Ehe er sich bei der Polizei meldete,

kam er zu mir, er hatte wohl das Bedürfnis, noch ein letztes Mal bei einem zu sein, der es ohne Falch mit ihm meinte. „Ich habe Anna erdroffelt,“ sagte er, sobald er sich hingefetzt hatte. „Das mußte so sein, da gibt es keinen Kummer! Da gibt es keinen Kummer! Die Kinder, die meine waren, für die habe ich auch redlich gesorgt!“ Ja, ja, er hatte redlich für die Ärmsten gesorgt! — „Ich wollte Dir bloß Adieu sagen, Lasse, mein Leben ist nu verspielt, so glücklich wie ich in meiner Genügsamkeit hätte sein können. Aber Anne wollte ja in die Höhe, und ich habe mein Vorwärtskommen ihrer Schande zu verdanken gehabt, ohne daß ich es wußte. Ich wollt ja nichts weiter als das geringe Glück des armen Mannes, eine gute Frau und ein paar Kinder, und nun muß ich ins Zuchthaus! Gott sei Dank, daß Anna das nicht noch erlebt hat! Sie war feiner von Gefühl als die anderen und mußte betrügen, um vorwärts zu kommen.“ So sah er da und schwachte von der Toten, ohne daß man auch nur Gefühl bei ihm merken konnte. Ich konnt ihn ja nicht merken lassen, wie krank zu Mut mir war. Für ihn war es ja das Beste, solange sein Gewissen schlafen konnte. „Deine Augen tränen, Lasse,“ sagte er leise, „Du solltest sie ein wenig baden, Urin soll gut sein!“ Ja, weiß Gott, meine Augen träneten, Herr Du meines Lebens, ja. Dann stand er auf. „Du hast auch nicht mehr viel, was sich des Lebens verlohnt, Lasse,“ sagte er und gab mir die Hand. „Du wirst jetzt alt. Aber Belle muß Du von mir grüßen, der kommt sicher vorwärts!“

Belle sah da und lauschte trübselig der traurigen Geschichte. Aber bei den letzten Worten mußte er zittern. Er hatte schon so oft den Klang dieser Erwartung, die sie alle in je in Glück setzten, gehört und sich darüber gefreut; es war ja nur ein Echo der Zuversicht in ihm selbst. Aber nun legte es sich auf ihn wie eine Last. Stets waren es die Umstinkenden, die sich an sein Glück anklammerten; indem sie saufen, schoben sie ihre Hoffnungen auf ihn hinüber. Das war eine traurige Art und Weise, wie ihm das Glück prophezeit wurde. Einen entsetzlich schweren Segen sprach dieser zum Tode Verurteilte über ihn und sein Vorwärtskommen aus, indem er auf das Schafott trat. Er sah da und starrte ohne Lebenszeichen zu Boden, mit einem brütenden Ausdruck; seine Seele schauerte unter einer Ahnung von übermenschlichen Lasten und warf ein plötzliches Licht vor ihm her: Nie konnte es ein Glück für ihn allein geben, das Märchen war tot! Er war mit allen den anderen verbunden; darum gaben die Vermutungen ihm ihren Segen. Drinnen in seiner Seele fühlte er Dues schwere Wanderung, als sei er es selbst, der das Entsetzliche trug. Und Schön-Anna, die über ihre eigene Familie hinwegtreten mußte und sie in den Staub trat! Nie wieder konnte er sich losreißen und ganz froh werden, so wie früher! Er war schon viel Elend begegnet und war dahin gekommen, seine Ursache zu hassen. Hier aber reichte der Haß nicht aus. Dies war die große Trauer selber!

„Ach ja,“ senkte Lasse, „ein Glück, daß Bruder Kalle das alles nicht erlebt hat. Er hat sich für seine Kinder zunüch gearbeitet und liegt nun zum Dank dafür auf dem Armenfriedhof. Albinus, der als Kunststreiter in den Landen herumzieht, war der einzige, der einen Gedanken dafür hatte; aber das Geld kam zu spät, obgleich er es per Telegraph geschickt hat. Hast Du je so was von einem Tausendkünstler gehört, Geld aus England nach Bornholm durch einen Telegraphendraht zu schicken? Ein vertenselter Akrobat! Na, Bruder Kalle konnte ja auch so allerlei Taschenspielerkünste, das hat er nicht von Fremden. Alfred hat bei dem Begräbnis gar nichts von sich hören lassen. Der gehört ja jetzt zu den Feinen und hat alle Verbindung mit seinen armen Verwandten abgebrochen. Er ist zu verschiedenen Ehrenämtern gewählt und gegen die Armen soll er ein wahrer Bluthund sein. Gegen seine eigene Sippe ist der Mensch ja immer am schlimmsten. Aber die Feinen, die sollen ja große Stücke auf ihn halten.“

Belle vernahm die Rede des Alten nur wie ein eintöniges Tropfen. Due, Due — der gutmütigste, beste Mensch, den er kannte, der Annas uneheliches Kind gegen die eigene Mutter verteidigte und es wie seine eigenen liebte, weil es wehrlos war und seiner Liebe bedurfte, er sollte nun seinen Kopf auf das Schafott legen! So teuer erkaufte er die Erfüllung seines Wunsches, ein paar Pferde zu bekommen und Fuhrmann zu

werden. Pferde und Wagen hatte er auf Kredit genommen und war selbst für Zinsen und Anzahlungen auf gekommen; der Konsul hatte nur für ihn gebürgt. Und für dieses geringe Glück wanderte er nun den Weg der Schande. Die Schritte hallten in Belles Seele wieder; er faßte nicht, wie er es ertragen sollte. Er sehnte sich nach seinem früheren Stumpfjinn.

Lasse schwakte sich darüber hinweg. Für ihn war es das Schicksal, schwer und traurig, das aber nicht anders sein konnte. Das Wiedersehen hatte auch so vieles in ihm aufgelöst, er war aufgeregt. Alles, was er sah, amüsierte ihn. Wie konnte man doch nur auf den Einfall kommen, Menschen hier drüben so zusammenzustauen, wie die Seringe in einer Tonne! Und daheim auf Bornholm lagen ganze Strecken, wo kein Mensch wohnte. Sich dem Fenster zu nähern, wagte er nicht, er hielt sich vorsichtig ein Stück davon zurück im Zimmer und sah auf die Dächer hinaus. Das war ja auch ganz verrückt! Man konnte ebenfogut die Aehren auf einem Kornfelde zählen wie die Häuser hier.

Belle rief Marie, die sich bescheiden in ihrer Stube aufgehalten hatte. „Das ist meine Pflegemutter,“ sagte er und faßte sie um die Schulter. „Und das ist Vater Lasse, den Du schon lieb hast, wie Du immer sagst. Kannst Du uns jetzt etwas Frühstück besorgen?“ Er gab ihr Geld.

„Die ist hübsch, ja, das ist sie,“ sagte Lasse und wühlte in seinem Sack. „Sie soll was gesenkt haben. Da hast Du einen roten Apfel,“ sagte er zu ihr als sie zurückkam, „den mußt Du essen, dann wirst Du meine Braut.“ Marie lächelte ernsthaft und sah Belle an.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Chadschi-Murat.

10]

Von Leo Tolstoi.

Der Zwist zwischen dem Vater und dem Sohne bestand schon lange — bald, nachdem Peter Soldat geworden, hatte er begonnen. Damals schon war der Alte dahintergekommen, daß er einen Kuckuck gegen ein Falken eingetauscht hatte. Wohl hatte es nach seiner Meinung dem Gesetz entsprochen, daß der jüngere, kinderlose Bruder für den älteren, der eine Familie hatte, eintrat. Alim hatte vier Kinder, Peter dagegen noch keins. Dafür war Peter ein tüchtiger Arbeiter, ganz so wie der Alte: stink und gewandt, kräftig und ausdauernd, und er war vor allem mit Lust und Liebe bei der Soche. Nie war er ohne Arbeit. Sah er irgendwo jemanden arbeiten, dann mußte er, ganz so wie der Alte, gleich mit zugreifen — nahm die Sense und mähte ein Beet herunter, lud einen Wagen voll, sägte einen Baum nieder oder zerleinerte einen Holzhaufen. Mit schwerem Herzen sah der Alte ihn ziehen, doch war eben nichts zu machen. Der Soldatendienst war wie der Tod. Wer Soldat wurde, war so gut wie verloren für die Seinen, es war zwecklos, seiner zu gedenken und ihm nachzuweinen. Nur selten, wenn einmal dem älteren Sohne ein Beispiel vorhalten wollte, gedachte der Alte Peters. Die Mutter dagegen sprach öfter von ihm und lag dem Alten schon lange, fast zwei Jahre lang schon, in den Ohren, er möchte Petruscha doch etwas Geld schicken. Aber der Alte hatte immer geschwiegen, wenn sie davon anfang.

Der Hof der Kurenkows galt als reich, und der Alte hatte Geld zurückgelegt, doch hätte er um nichts in der Welt seine Ersparnisse angerührt. Als sie nun den Namen des jüngeren Sohnes so oft aus seinem Munde vernahm, entschloß sie sich, ihn zu bitten, er möchte doch, sobald er den Hafer verkauft hätte, dem Sohne wenigstens ein Rubelchen schicken. Und sie brachte ihren Gedanken zur Ausführung: als das junge Volk zur Hofarbeit gegangen war und sie mit dem Alten allein blieb, überredete sie ihn, von dem für den Hafer vereinnahmten Gelde einen Rubel an Petruscha zu schicken. Zwölf Scheffel von dem Hafer wurden, nachdem er gemorfelt, in Säde gefüllt und auf drei Schlitten verteilt, um zum Verkauf nach der Stadt gebracht zu werden. Vom Küster hatte die Mutter einen Brief an Petruscha aufsehen lassen, den gab sie jetzt dem Alten mit, der den Hafer selbst nach der Stadt bringen wollte. Er versprach ihr, einen Rubelschein einzulegen und den Brief von der Stadt aus an den Sohn zu senden. Er legte den Brief in seinenbeutel, berichtete sein Gebet, zog den neuen Pelz und den Kasten drüber an und nahm auf dem vordersten Schlitten Platz, um nach der Stadt zu fahren. Auf dem letzten Schlitten saß sein Enkel. In der Stadt ließ er sich vom Hauswart den Brief vorlesen und hörte aufmerksam, mit beifälligem Kopfnicken, zu.

In dem Briefe sandte Petruschas Mutter ihrem Sohne zunächst ihre Segenswünsche, dann die besten Grüße von allen, gab ihm Nachricht vom Tode seines Taufpaten und teilte ihm zum Schluß mit, daß Aginia, seine Frau, nicht bei ihnen habe bleiben wollen, sondern bei fremden Leuten lebe. Sie betrage sich, wie man höre, ehrbar und anständig. Sie erwähnte, daß der Vater dem Briefe

einen Rubel beilege, und zu guter Letzt hatte sie dem Küster noch unter Tränen aufgetragen, ihren eigenen tiefen Kummer und Schmerz in recht rührenden Worten zum Ausdruck zu bringen.

„Glaube mir, mein inniggeliebter Sohn, mein Herzensjunge Petruscha, daß ich mir aus Sehnsucht nach Dir, weiß Gott, schon die Augen ausgeweint habe. Mein liebes, gutes Kind, warum hast Du mich nur verlassen . . .?“ An dieser Stelle war die Alte in Tränen und Wehklagen ausgebrochen und hatte zum Küster gesagt: „Damit ist's genug“ — und mit diesen Worten hatte der Küster den Brief auch geschlossen.

Aber Petruscha sollte weder die Nachricht, daß seine Frau aus dem Hause gegangen, noch den väterlichen Rubel, noch die letzten Grüße seiner Mutter erhalten. Der Brief kam mit dem Gelde und der Mitteilung zurück, daß Petruscha im Kriege als Verteidiger des Zaren, des Vaterlandes und des rechten russischen Glaubens gefallen sei.

Als Petruschas alte Mutter den Brief erhielt, weinte sie eine Zeitlang und ging dann wieder an die Arbeit. Am Sonntag darauf ging sie zur Kirche, bestellte eine Totenmesse für den Gefallenen, ließ Peter in das Verzeichnis der Toten, für die regelmäßig in der Kirche gebetet wurde, eintragen und verteilte Hostienbrot unter die frommen Leute, damit sie „des Knechtes Gottes Peter im Gebet gedächten.“

Auch Aginia, die Soldatenfrau, weinte eine Zeitlang, als sie vom Tode ihres geliebten Mannes erfuhr, mit dem sie nur ein Jahr zusammengelebt hatte. Es tat ihr leid um ihren Mann und um sein früh vernichtetes Leben, und in ihrem Wehklagen sprach sie von Peters blonden Locken, von seiner Liebe, von dem bitteren Los, das nun ihr und ihrem kleinen verwaisten Waisla, der inzwischen zur Welt gekommen, bevorstehe, und sie jammerte ganz herzzerreißend darüber, daß Petruscha für seinen Bruder mehr Liebe empfunden habe als für sie, die nun ihr Leben unter fremden Leuten schutz- und hilflos verbringen mußte.

Im Grunde ihrer Seele aber war Aginia ganz froh über Peters Tod. Sie erwartete ein zweites Kind von einem Markthelfer, mit dem sie zusammenlebte, und nun durfte ihr niemand mehr Vorwürfe machen, der Markthelfer aber konnte sie heiraten, wie er ihr versprochen, als sie seine Geliebte geworden war.

9.

Michail Semjonowitsch Boronzow war der Sohn des russischen Gesandten in London und hatte in England seine Erziehung erhalten. Unter den russischen hohen Beamten seiner Zeit zeichnete er sich vorteilhaft durch seine umfassende europäische Bildung aus, war ein Mann von großem Ehrgeiz, freundlich und umgänglich im Verkehr mit Tiersitzenden und ein gewandter Höflichling im Umgang mit Höhergestellten. Er konnte sich das Leben ohne Macht und Gewalt auf der einen und dienstwillige Unterordnung auf der anderen Seite nicht vorstellen. Er besaß alle erdenklichen hohen Würden und Orden, galt als ein ausgezeichnete Soldat und hatte sogar die Truppen Napoleons bei Craonne geschlagen. Er war im Jahre 1851 bereits ein hoher Siebziger, doch war er körperlich noch durchaus rüstig, hatte einen kräftigen, elastischen Gang und war vor allem noch immer der kluge, feine Kopf, der sich in seiner einflußreichen Stellung zu halten und seine Popularität zu bewahren wußte. Er war selbst sehr reich, hatte eine reiche Frau — sie stammte aus dem gräflichen Hause Brandki — und besaß als Statthalter von Kaukasien große Einkünfte. Einen beträchtlichen Teil seines Einkommens verwandte er für die Erhaltung seines Palais in Tiflis und des herrlichen Parks, den er am Südufer der Krim angelegt hatte.

Am Abend des 4. Dezember 1851 hielt vor seinem Palais ein mit drei Pferden bespannter Kurierepostrwagen. Der von der Reife ermüdete, ganz mit Staub bedeckte Offizier, der dem Statthalter die Meldung des Generals Koslowskij vom Uebertritt Chadschi-Murats zu den Russen überbrachte, stieg, die steif gewordenen Beine kräftig streckend, an den Wachen vorüber die Freitreppe des Statthalterpalais hinan. Es war gegen sechs Uhr abends, und Boronzow war soeben im Begriff, zu Tisch zu gehen, als ihm die Ankunft des Kuriers gemeldet wurde. Boronzow empfing diesen sogleich und kam daher einige Minuten zu spät zum Diner. Als er den Salon betrat, wandten die etwa dreißig geladenen Tischgäste, die teils um die Fürstin Jelisaweta Kaberjewna herumsaßen, teils da und dort zu Gruppen zusammengetreten waren, sich sogleich dem Eintretenden zu. Boronzow trug seine gewöhnliche dunkle Uniform, die keine Epauletten, sondern nur einfache Achselknäute und als Ordenszier nur ein einziges weißes Kreuz am Halse aufwies. Sein glattrasiertes Gesicht lächelte verbündlich, während die leicht zusammengekniffenen Augen die Anwesenden musterten. Mit raschen, weichen Schritten trat er ein, entschuldigte sich bei den Damen, daß er zu spät gekommen, begrüßte die Herren, trat auf die grusinische Fürstin Manania Orbeliani, eine etwa fünfundsiebzigjährige, üppige, hochgewachsene Schöne von orientalischem Typus, zu und reichte ihr den Arm, um sie zu Tisch zu führen. Die Fürstin Jelisaweta Kaberjewna selbst nahm den Arm eines außerhalb in Garnison liegenden rotthaarigen Generals mit aufgewirbeltem Schnurrbart. Der Fürst von Grusinen reichte seinen Arm der Gräfin Choiseul, einer intimen Freundin der Fürstin. Der Hausarzt Andrejewskij, die Adjutanten und die übrigen Herren folgten teils mit, teils ohne Damen den beiden Paaren. Die mit langen Livreeröcken, Strümpfen und Schnallen-schuhen ausgeputzten Palast waren den Gästen beim Niederstigen

behilflich, während der Haushofmeister mit feierlicher Miene die dampfende Suppe aus der silbernen Terrine auf die Teller goß.

Woronzow nahm mitten an der langen Tafel Platz. Ihm gegenüber saß die Fürstin, seine Gemahlin, mit dem General, während die schöne Orbeliani zu seiner Rechten und eine schlanke junge Gräfinnietin aus fürstlichem Geschlecht, dunkeläugig, rotwangig, beständig lächelnd und mit reichem, blinkendem Schmuck angezogen, zu seiner Linken saß.

„Ausgezeichnete, teure Freundin,“ antwortete Woronzow auf die Frage seiner Gemahlin, was für Nachrichten ihm der Kurier gebracht habe. „Simon hat Glück gehabt.“

Und er erzählte so laut, daß alle, die am Tische saßen, es hören konnten, daß der berühmte Chadschi-Murat, der tapferer Unterführer Schamyls, sich den Russen ergeben habe und heute oder morgen in Tiflis eintreffen werde. Für alle Anwesenden außer ihm selbst war die Nachricht eine Ueberraschung; er selbst wußte, daß Unterhandlungen betreffs der Uebergabe bereits seit längerer Zeit geführt worden waren.

Alle Tischgäste, selbst die jungen Adjutanten und Beamten, die unten an der Tafel saßen und eben noch über irgend etwas leise gelaßt hatten, verstummten plötzlich und hörten zu.

„Und Sie, General, sind Sie diesem Chadschi-Murat jemals begegnet?“ fragte die Fürstin ihren Nachbar, den rothaarigen General, als der Fürst zu sprechen aufgehört hatte.

„Gewiß, mehr als einmal, Fürstin!“

Und der General erzählte, wie Chadschi-Murat im Jahre 1843, nach der Einnahme von Gergebil durch die Bergbewohner, auf eine russische Pöeresabteilung unter General Pafel gestossen sei, und wie er fast unter ihren Augen den Oberst Solotuchin getötet habe.

Woronzow hörte mit leutseligem Lächeln zu, wie der General erzählte, und war anscheinend durchaus nicht unzufrieden damit. Blöcklich jedoch nahm sein Gesicht einen zerstreuten und müden Ausdruck an.

Der General, der recht ins Klaudern hineingekommen war, berichtete jetzt, wie er zum zweiten Male mit Chadschi-Murat zusammengetroffen sei.

„Er war es ja, wie sich Ew. Durchlaucht erinnern werden, der damals bei der Expedition gegen Schamyls Hauptfestung Dargo die Truppen in einen Hinterhalt lockte, daß sie nur mit Mühe herausgehauen werden konnten,“ sagte der General.

„Wo war das?“ fragte Woronzow und blinzelte mit den Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Vielehe in Deutschland.

Von Kurt Weife.

Die Wenigsten wissen, daß Germanien einmal Jahre gezeiten hat, in denen die Vielehe die übliche Praxis des ehelichen Lebens der Geschlechter war. Wir haben Tacitus ein wenig zu viel Glaubwürdigkeit zugemessen. Als dieser im Jahre 98 n. Chr. sein berühmtes Buch über Deutschland schrieb, verglich er die Germanen mit seinen Römern und empfand es als eine besonders nennenswerte Tugend der Leute vom Rhein, daß sie sich im allgemeinen mit einer Frau begnügten. Seit dieser Bemerkung des Tacitus steht es für alle Welt fest, daß die Vielehe in Deutschland nicht und nie existiert habe. Aber die Taciteische Konstatierung kann nicht endgültig sein. Denn zeitlich und lokal beschränkt kann sie sich nur auf jene Zeiten und Striche beziehen, die Tacitus mit eigenen Augen in Deutschland sah. Was seine Blicke auffingen, das waren Gegenden und Menschen, die schon gar nicht mehr das eigentliche Ugermanentum darstellten. Das waren süddeutsche und rheinische Certlichleiten, deren Bewohner damals schon lange Zeiten in ständiger Berührung mit dem Römertum lebten und dadurch bereits im Begriff waren, die ihnen eigenen alten Anschauungen und Bräuche abzustreifen. Anders bei den Stämmen im Norden, auf die die fremdvölkische Lebenspraxis noch keine Gelegenheit hatte abzufärben. Und daß bei ihnen andere Normen galten, daß bei ihnen die Einehe nicht die übliche Lebensform der Geschlechter war, das bezeugen die literarischen Dokumente ihrer Zeit. So erzählt Adam von Bremen in seinem Geschichtswerk von den Skandinavien, daß sie in allem Maß hielten, nur nicht im Verhältnis zu den Weibern. „Jeder hat nach der Größe seines Vermögens deren zwei, drei oder mehr zugleich, die Reiche und Fürsten unzählige.“ Daß dies richtige legale Ehen waren, geht daraus hervor, daß die Kinder aus all diesen Verbindungen nach Erledigung gewisser Formalitäten als vollberechtigt gelten konnten.

Ins Gewicht fällt dabei, daß sich die Angaben Adams von Bremen auf eine Welt beziehen, in der sich in Deutschland bereits das Christentum ausgebreitet hatte und in der die Einehe bei den weiter westwärts wohnenden Stämmen schon zur allgemeinen Herrschaft gelangt war. Im Gegensatz hierzu waren die nordischen Landschaften von der römisch-christlichen Ethik noch gänzlich unberührt. Hier herrschten noch die ursprünglichen Zustände, und daß in diesen die Vielehe die Regel war, beweist das ganze Schrifttum des Nordens, beweisen besonders die skandinavischen Rechtsaltertümer, in denen sogar eine juristische Regelung der aus der Vielehe entspringenden Verhältnisse enthalten ist. Dokumente der Vielehe sind auch die nordischen Sagen. Die Sagen eines

Vollkes pflegen immer eine ehrliche und treue Spiegelung seiner Lebensgewohnheiten zu sein. Nun sind die Helden und Könige der skandinavischen Sagen meistens vielbeweiblich! Kann es überzeugendere Beweise für die rechtmäßige Existenz der Vielehe im germanischen Altertum geben? Allerdings stehen diesen andere nordische Sagen gegenüber, in denen nur von Einehen die Rede ist. Das sind aber merkwürdigerweise gerade die Sagen, die wir nicht mehr in ihrer ursprünglichen Form, sondern nur in Bearbeitungen vor uns haben, in denen unschwer die bessernde Hand mönchischer Redakteure zu erkennen ist. Auch bei den Ost- und Westgoten, bei den Merowingern, wie bei den Franken überhaupt, läßt die Vielehe sich nachweisen. Cheribert I. hatte viele Frauen, während Dagobert I. (628—638) deren Zahl auf drei beschränkte, zu denen allerdings noch viele Nebenfrauen kamen. Philipp II. hatte ein halbes Jahrhundert später nur noch zwei, Karl der Große hingegen wieder fünf edle Gemahlinnen, die durch öffentliche Verlobung, Brautlauf und Heimführung rechtmäßig geheckelt worden waren.

Die skandinavischen Rechtsaltertümer kennen neben der Ehefrau und der Nebenfrau noch die Friedel und die Frilla und bezeichnen mit diesen Namen verschiedene Rechtsverhältnisse der Weiber zu den Männern, wobei die letzteren in ihren Beziehungen zu den Weibern völlig unbeschränkt waren. Die Frau konnte wohl dem Manne gegenüber die Ehe brechen, nie aber der Mann der Frau gegenüber. Die rechtliche Stellung des Kindes ist nicht in erster Linie davon abhängig, daß es in rechtmäßiger Ehe geboren ist, sondern davon, daß es die Anerkennung des Vaters erlangt hat.

Sehr rührend ist es, was die alten Sagen von den Bemühungen der Frau erzählen, sich aus den unwürdigen Fesseln der Vielehe herauszurufen, die Schar der Nebenbuhlerinnen zu verringern und sich den Platz der einzigen Lebensgefährtin des Gatten zu erkämpfen. Wer kennt König Aral von Gocdaland? Der hatte der Sage nach zwei Frauen. Weil sie ununterbrochen miteinander im Streite lagen, beschloß er, sich einer zu entledigen. Er wollte die behaltene, die ihm das beste Gebräu liefern würde. Es gelang der einen, Geisbild geheissen, mit Odins Hilfe den Preis in diesem Wettbewerbs zu erlangen. Ob freilich König Aral ein ganz unparteiischer Richter war? Es regt sich ein leiser Zweifel, wenn man diese Sage liest und dabei erfährt, daß die nunmehr zur einzigen Gefährtin erkorene Geisbild ein junges und wohl auch schönes Weib gewesen ist. Wäre für das Urteil des Königs nur das gebrauchte Getränk maßgebend gewesen, so hätte doch wohl zweifelsohne die ältere Nebenbuhlerin den Preis davongetragen, die gewiß über eine reichere Erfahrung im Getränkebrauen und in der Geschmacksrichtung des Königs verfügte.

Erster und wärmer klingt schon, was uns die Sage von der Königstochter Ragnhild berichtet. Sie läßt dem Norweger Herald Schönhaar, da er sich um ihre Hand bewirbt, erklären, kein König sei so mächtig, als daß sie sich mit dem dreißigsten Teil seiner Liebe begnügen könnte, worauf Herald in leidenschaftlicher Wallung seine zehn Ehefrauen und zwanzig Nebenfrauen fortstößt und Ragnhild als einzige heimführt; dieselbe, unter deren Einfluß er sich später die Stellung eines nordwestlichen Großkönigs erkämpfte.

Auf einer schon wesentlich fortgeschrittenen Stufe steht die schwedische Königswitwe Sigrid, die den König Herald Groenaki abweist, weil er bereits verheiratet sei; sie empfindet die fortgesetzte Verlobung des Königs so sehr als Schmach, daß sie sich in ihrer Empörung im Einvernehmen mit des Königs Gemahlin Asta des Nachts in seinem Schlafgemach verbrennen läßt; Asta ist noch mehr darüber empört als Sigrid, „daß es den König nach mehr Weibern gelüftet“.

Wald gefolleten sich aber zu den Frauen in ihren Bemühungen zur Verdrängung der Vielehe das Christentum und die Kirche. Es war nicht nur die mönchische Askese der christlichen Ethik, die der Vielehe als einer Ausherrung weltlicher Sinnlichkeit die Fehde erklärte. Wenn das Christentum die Durchführung der Einehe begünstigte, so geschah das auch deshalb, weil es die Religion der Armen war, deren Eheform die Einehe darstellte. Nur der Reiche konnte sich mehrere Frauen halten. Das war bei den alten Germanen genau so wie bei den Mohammedanern, wo sich auch heute nur noch der Arme mit einer Frau begnügt. Nun nahm sich die Kirche sonderlich der Armen an. Wollte sie ihnen ihr Recht schaffen, so mußte sie dem Reichen das Privileg auf eine Vielheit von Frauen nehmen. Natürlich drängten auch ideale Motive die Kirche in ihre extreme Kompfstellung gegen die Vielehe. Die Verbindung des Mannes mit nur einer Frau wird zur Folge haben, daß sich engere seelische Beziehungen zwischen ihnen knüpfen. So bringt die dauernde Verheiratung von Mann und Weib in der Einehe in das Verhältnis der beiden Geschlechter ein Stück Seelenkultur.

Kleines feuilleton.

Kunst.

Die jurchfreie Kunstschau. Man wollte diesmal nur Skizzen und Studien zeigen; das erhöhte die Gefahr, die einer jurchfreien Ausstellung von vornherein anhaftet, die Gefahr, daß jeder kommt, jeder, der ein wenig den Pinsel oder den Stift zu handhaben weiß. Werden fertige Bilder verlangt (wie das vorige

Mal), so ist damit immerhin eine gewisse Sicherung gewährt; Skizzen und Studien hingegen . . . wer von uns hätte solcherlei nicht gelegentlich verbrodhen. So versteht es sich eigentlich von selbst, daß das Niveau dieser zweiten Jurysfreien kein besonders günstiges ist; doch will gleich hinzugefügt sein, daß dadurch nicht etwa das Prinzip widerlegt wurde. Nur das eine ist deutlich: das Prinzip darf einzig auf Künstler angewendet werden, es muß aber Schutz finden gegen die Dilettanten, die es mißbrauchen. Es bedarf keiner großen Weisheit, um zu erkennen, daß damit das Prinzip der jurysfreien Ausstellung in eine Art von Zwidmühle gerät. Andererseits müßte es eigentlich selbstverständlich sein, daß zu dem demokratischsten aller künstlerischen Wettbewerbe eben nur Künstler kommen, oder wenigstens nur Leute, die das Handwerk halbwegs verstehen. Freilich, wie sich zum Schutz des Prinzips Sicherungen gegen die Dilettanten schaffen lassen, bleibt schwer zu sagen. Zu befürchten aber ist, daß, wenn solche Sicherung allein dem Fall der Bewerber vertraut werden soll, das Prinzip dauernd Schaden leiden wird.

Was unter den gegenwärtigen Umständen zu machen war, ist geschehen. Man spürt, wieviel Mühe sich die Herren des Vorstandes gegeben haben, um das Gute zu vereinen und das Schlechte abzusondern. Die Jurysfreien wurden durch die Dängelkommission juriert: im ersten Stodwert hängt das Erträgliche, im zweiten treffen wir (wenige Arbeiten ausgenommen) den traurigen Rest. Diese klare Scheidung zeigt, daß die Leitung der Jurysfreien genau weiß, wie sehr sie verpflichtet ist, das Prinzip vor dem Ueber-spannen zu schützen; es bleibt zu hoffen, daß die Energie der Erkennenden (zu denen gehört der arbeitsfreudige Herrmann Sand-tuhl und der kritisch kluge Georg Tappert) ausreicht, das gefährliche Unterfangen durch die Klippen des Dilettantismus zu steuern.

Geologisches.

N. Bommeli: Wie Berg und Tal entstehen. Die Geschichte der Erde. T. I. (Verlag von J. F. W. Dietz Nachf. 126 S. Preis brosch. 75 Pf., geb. 1 M.)

Alle Freunde der naturwissenschaftlichen Klärung dürfen mit lebhaftem Interesse die Entwicklung der „Kleinen Bibliothek“ des Dietz'schen Verlages verfolgen, deren sämliche Bändchen an das Beste und gediegenste heranzureichen, was wir in diesem Fache besitzen. Das vorliegende Bändchen, das den ersten Teil einer auf vier Teile berechneten „Geschichte der Erde“ darstellt, stammt aus der Feder von N. Bommeli, dessen Name durch seine früheren naturwissenschaftlichen Schriften der deutschen Arbeiterschaft wohlbekannt ist. Das Werk ist als eine vollständige Umarbeitung der vergriffenen „Geschichte der Erde“ dieses Verfassers geplant.

Wenn man somit das abschließende Urteil über das Werk bis zu dessen Vollendung aussetzen muß, so ist doch andererseits durch-aus angebracht, die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Lesewelt auf diese im Werden begriffene vollstümliche Geologie zu lenken.

Der erscheinende erste Teil trägt, wie man schon aus dem Titel erkennt, einen einleitenden Charakter und bespricht, in fünf Kapitel gegliedert, die aufbauende und zerstörende Arbeit der Naturkräfte auf der Erdoberfläche. Wasser, Feuer und Luft, dann aber auch die kleinen lebenden Organismen sind die primären Kräfte, denen die obere Schicht der Erdoberfläche ihre Entstehung und ihre Gestalt verdankt. Elektrizität und radioaktive Kräfte gesellen sich zu ihnen, wie die neuzeitliche Forschung mit immer größerer Sicherheit erweist. Außerordentliche Kompliziertheit der Bedingungen, unter denen diese Kräfte wirken, ungeheure Massen des Stoffes, die durch den Prozeß der Erdoberflächenbildung in Bewegung gesetzt werden, machen es begreiflich, daß viele Wirkungen dieser Kräfte erst nach Jahrtausenden, sogar nach Jahr-millionsen in Erscheinung treten. Es ist also so gut wie ausgeschlossen, daß wir in unseren Laboratorien die Bedingungen und Prozesse herstellen, die uns mehr als unsichere Analogien mit denen in freier Natur bieten könnten. Es wimmelt förmlich von Hypothesen auf dem Gebiete der Geologie und das gerade in ihren grundlegendsten Fragen.

Wer die Schwierigkeiten, die sich aus dieser Sachlage für eine populäre und zugleich wissenschaftliche Behandlung der Geologie naturgemäß ergeben, zu würdigen versteht, der wird auch das Verdienst des Verfassers zu schätzen wissen, das mit großer Umsicht die Darstellung auf der zurzeit erreichten Höhe hält, ohne sich ins rein Hypothetische zu verlieren. Was er z. B. über Vulkane, Erdbeben und Gebirgsbildung sagt — alles Fragen, die fortgesetzt zu lebhaftesten Kontroversen Anlaß geben —, ist klar und präzise, zugleich aber frei von jenem Stich ins Allermodernste, das in manchem populären naturwissenschaftlichen Werke so unangenehm berührt.

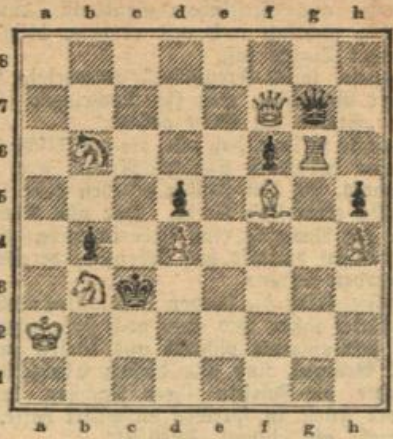
Das Tatsachenmaterial ist, soweit wir sehen konnten, im weitgehendsten Maße ausgenutzt. Die großen Katastrophen der letzten Jahre — der Untergang St. Pierres und das Erdbeben von Messina — werden ausführlich beschrieben und erörtert. Die Darstellung wird durch eine große Anzahl (46) Bilder sowie eine gut ausgeführte Karte der tätigen Vulkane der Erde wirksam unterstützt. Die Ausstattung ist in Anbetracht des niedrigen Preises muster-gültig zu nennen.

Das Büchlein wird sich, gleich den ersten Werken des Verfassers, recht viele Freunde unter den Arbeitern erwerben. Die Arbeiter-Bibliothek und die Jugendauschüsse seien auf das Werk besonders aufmerksam gemacht.

V. Th.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.
Altman.



2+ (17-21 1)

Schachnachrichten. Der Stand der Teilnehmer im Gambitturnier von Abbazia war nach der 17. Runde wie folgt: Spielmann 13 1/2 (5), Reti 10 (4), Flamberg 9 (5), Freimann 8 1/2 (5), Auerbach (ist ausgetreten) 5 1/2, Nyholm 6 (4), Lohyfi 7 (5), Marquise Roselli del Turco 6 1/2 (5), E. Cohn 5 1/2 (7), Leonhardt 5 1/2 (6), Szekely 5 1/2 (6). In Klammern ist die Zahl der noch zu spielenden Partien angegeben.

Das Gebiet des Königs-gambits ist in Amateurreisen sehr beliebt, was in einer ganzen Reihe von gestifteten Spezialpreisen Ausdruck gefunden hat. Verschiedene auswärtige Amateure haben bisher 13 Extrareise (für beste Partien mit bestimmten Varianten) in der Gesamthöhe von 1150 Kronen gespendet.

In Arbeiter-Schachreisen besetzt man sich zur Stunde mit eifrigen Beratungen verschiedener Gutwürde von Satzungen eines event. zu gründenden allgemeinen Arbeiter-Schachbundes. Folgender Passus erregt besonders heftige Debatten für und gegen. „Der Arbeiter-Schachbund ist international, kosmopolitisch und ohne jeden wie immer gearteten nationalpolitischen Anstrich gedacht, dessen Hauptzweck ist es, die unangenehme Aufgabe der modernen Arbeiterbewegung von der Mitgliedschaft im Bunde auszu-schließen“. Der Berliner Arbeiter-Schachklub ermächtigt uns mitzuteilen, daß er keineswegs für einen Bund zu haben ist, falls nicht unzweifelhaft Gewähr dafür geleistet wird, daß der zu gründende Verband auf dem Boden der modernen Arbeiterbewegung steht.

Kieferiski-Gambit.

Gambitturnier von Abbazia.

v. Freimann, Roselli.

- 1. e2-e4 e7-e5
- 2. f2-f4 e5xf4!
- 3. Sg1-f3 g7-g5!
- 4. h2-h4! g5-g4!
- 5. Sf3-e5! Sg8-f6

Heutzutage am üblichsten. Sehr stark ist auch Sb8-c6. Außerdem gibt es noch eine unzählige Menge anderer Verteidigungen wie: Lg7, Dc7, d6, d5, h5 etc. Die Möglichkeit, den Ausgleich zu erzielen, kann jedoch in keiner dieser Formen beweiskräftig genommen werden.

- 6. Lf1-e4 d7-d5
- 7. e4xd5 Lf8-d6

Runde ziehen Lg7 vor. Jedoch bei der Fortsetzung im Text (Qualitätsopfer im 10. Zuge) kommt es in beiden Fällen zur selben Stellung.

- 8. d2-d4!

0-0 ergibt „Niccogambit“.

- 8. Sf6-h5
- 9. 0-0 Dd8xh4
- 10. Tf1x4

Schwarz drohte Lx8 nebst g4-g3 und event. Dh2+. Eine andere Deckung besteht in 10. Dd1-e1, DxD1; 11. TxD, 0-0; 12. Sc3 etc. Auf die Dauer wird Schwarz den schwachen B4 nicht halten können und mindestens Ausgleich zulassen müssen.

- 10. Sh5xf4
- 11. Lc1xf4 g4-g3
- 12. Dd1-f3! Ld6xe5

Auch bei 12. . . . Dh2+; 13. Kf1,

Dh4+; 14. Ke2, To8; 15. Kd9 etc. hätte Schwarz nichts Besonderees erreicht.

- 13. d4xe5 Lc8-g4
- 14. Df3xg3 Dh4xg3
- 15. Lf4xg3 Sb8-d7
- 16. Sb1-c3

Bei der guten Stellung von Weiß bildet sein LxB ein genügendes Äquivalent für den T von Schwarz.

- 16. 0-0-0
- 17. Ta1-f1

Vorzüglicher war To1, um den Bo5 zu decken.

- 17. Td8-e8
- 18. d5-e6?

Ein unmögliches Opfer. Auch hier war To1 vorzüglicher. Auch 18. TxT7, Sx5; 19. LxL, TxL; 20. Tg7! war zu erwägen.

- 18. f7xe6
- 19. d5xe6 Lg4xe6
- 20. Lc4-d3 Sd7-f8?

Das einfache a7-a5 gab Gewinn-aussichten.

- 21. Sc3-b5 Te8-e7
- 22. Sb5xa7? Kc8-b8
- 23. Sa7-b5 Le6-d5
- 24. Tf1-f5 Ld5-c6
- 25. Sb5xe7! Te7xe7
- 26. Tf5-f7 Sf8-d7
- 27. Lg3xe7? Kb8xe7
- 28. Ld3xh7 Kc7-d6
- 29. Lh7-f5 Th8-f8
- 30. Tf7xf8 Sd7xf8
- 31. Kgl-f2 Remis

Bei der Bauernübermacht von Weiß hat Schwarz trotz der Mehrfigur keine Gewinn-aussichten.